Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 8 Sonnabend, den 18. Ostermond 1931. Nr. 8

Deutsche Erde — Deutscher Geist.

Von Erwin Severus.

Als nach der letzten großen Schlacht des großen Krieges die Worte „Friede, Freiheit, Brot" sich zum Morgenhimmel der jungen Republik aufschwangen und Millionen deutscher Volksgenossen dem verheißungsvollen Klang mit hoffnungsbangem Herzen lauschten, da trat zum ersten Male in einem großen Teil des Volkes der Gedanke nationaler Verbundenheit in den Hintergrund vor dem elementaren Ausbruch der Sehnsucht des Einzelnen nach Erlösung von den Schrecken des Krieges.

Aus dem heißhungrigen Verlangen nach all den Gütern, die der Krieg zu entbehren gezwungen — nicht zu entbehren gelehrt hatte, erwuchs plötzlich jene verhängnisvolle und unter dem Eindruck der vorangegangenen höchsten Nervenanspannung doch so verständliche Krisis des deutschen Geistes, in der man es für erträglicher hielt, Bestand und Würde der gesamten Nation zu opfern, als dem einzelnen Volksgenossen noch länger das verdiente und erwünschte Wohlleben vorzuenthalten.

Unter dem unheilvollen Einfluß dieser Geistes-wandlung, in dem Wunsche nach Frieden und Brot um jeden Preis entwickelte sich mit einem Schlage jene durch die Angst vor Strafe begründete Auffassung, daß das deutsche Volk keine Möglichkeit habe, in die weitere Entwicklung der Ereignisse einzugreifen, daß es in jedem Falle den Willen seiner mächtigen Gegner als unabwendbar hinnehmen müsse.

Wer hätte damals auch ahnen sollen, daß die liebliche Verheißung „Friede, Freiheit, Brot" so schmählich täuschen, daß sich im Laufe der Zeit in der ganzen Welt eine Wirtschaftskrise entwickeln würde, in der das deutsche Volk rettungslos versinken könnte.

Wer hätte damals ahnen sollen, daß zwölf Jahre später der Ruf nach Brot viel grausiger durch die Lande hallen, daß der sechste Teil des deutschen Volkes jeder aufbauenden Arbeit entzogen werden könnte.

Das Volk ahnte es nicht; und so sträubte es sich, als die Wirtschaftskrisis allmählich, im Anfang fast unmerklich, begann, auch hier irgendwelche Maßnahmen zu ergreifen, die mit dem System der „unantastbaren" Wirtschaftsgesetze im Widerspruch stehen könnten.

Man erfand das Wort Weltwirtschaftskrisis, das alles erklären, alles entschuldigen sollte: die Not aller Betriebszweige, die Millionen-Heere der Arbeitslosen, den Ausverkauf Deutschlands, die Loslösung des Volkes von seinem Grund und Boden, von seinen Sitten, seinem Glauben und seinem Gott.

Denn die Völker der Erde — so sagte man — sind nun einmal restlos aufeinander angewiesen; bei der Verknüpfung aller Volkswirtschaften untereinander muß eine Wirtschaftskrisis sich überall in gleicher Weise auswirken und kann nur unter Mithilfe aller leidenden Völker behoben werden. Und daß es dem deutschen Volke weitaus am schlechtesten geht, — wer will sich darüber wundern? Es hat ja den Krieg verloren, hat den Versailler Vertrag und die übrigen Diktate unterschreiben müssen und ist infolgedessen wehrlos auf die Gnade oder Ungnade seiner Vertragsmächte angewiesen — alles Tatsachen, die sich folgerichtig auswirken und als notwendiges Uebel getragen werden müssen. —

So ist es dahin gekommen, daß der menschliche Verstand und der menschliche Wille sich in den Dienst einer Wirtschaftsordnung stellten, die sich aus sich selbst heraus zwangsläufig entwickelt hatte, weil niemand glaubte, ihr mit geeigneten Mitteln entgegentreten zu dürfen, die nicht eine Ordnung war, sondern sich zu einer Unordnung höchster Art entpuppte, trotzdem aber als das einmal Gegebene hingenommen und allen Verbesserungsvorschlägen und Beratungen als unabänderlich und unvermeidlich vorangestellt wurde.

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
Bin ganz auf deutsches Denken eingestellt.
Erst kommt mein Volk und dann die andern vielen,
Erst meine Heimat, dann die Welt.

Bogislaw von Selchow.

Und wie sieht das Ergebnis dieser Wirtschaftsordnung im deutschen Volke aus?

Man blicke einmal in die verschiedensten Wirtschaftsbetriebe und frage sich, wofür denn eigentlich noch gearbeitet wird. Drehen sich die Räder der Maschinen, rauchen die Schornsteine der Fabriken noch zum Wohlergehen des Volkes und der in ihm vereinigten Menschen?

Fahren die Eisenbahnen, die Handelsschiffe, fliegen die Flugzeuge noch im Dienste der Menschheit? Hilft die vielfach mißverstandene berüchtigte „Rationalisierung", die unaufhaltsam fortschreitende Mechanisierung der Betriebe noch der Förderung der Volkswirtschaft?

Oder werden diese Arbeiten etwa ausschließlich um ihrer selbst, um der materiellen Produktion willen geleistet? Findet das Hetzen und Jagen, das Leben und Sterben in den Sielen etwa Inhalt und Zweck in der Verewigung des Stoffes ohne Seele und Geist?

Fast will es scheinen, als ob schon heute nicht mehr der Geist das System beherrscht, sondern als ob umgekehrt der menschliche Geist sich willig dem System unterordnet, das seinen völkervernichtenden Siegeszug über die Erde angetreten hat und die ganze Menschheit ohne Unterschied der Nationen und der Rassen vor seinen Siegeswagen spannt.

Wohl gibt es Völker, die sich zum Widerstand aufraffen und ihre Eigenart zu wahren und durchzusetzen wissen. Aber das deutsche Volk gehört wohl kaum zu ihnen. Seine Widerstandskraft scheint erlahmt an den Kämpfen um die innere Einheit und wird nie wieder erstarken, solange sich nicht eine neue Geisteskrisis durchgesetzt hat, die weit mehr als bisher an die Stelle rein materieller Weltanschauung die Lehre von der nationalen Persönlichkeit des Volkes setzt und die Weltwirtschaft mit ihrem scheinbar unaufhaltsamen Getriebe vor allem in dem Spiegel nationaler Selbstachtung und völkischer Würde betrachtet.

Woher aber soll diese Geisteskrisis, die alle Teile des Volkes erfassen muß, wenn sie den Erfolg sichern soll, kommen?

Von irgendwoher ist mir der Ausspruch in der Erinnerung geblieben:

„Wenn das deutsche Volk auf die Dauer gesunden soll, muß es wieder ein Bauernvolk werden."

Wirf dieses Wort einmal in das seelenlose Hasten der Großstädte, in ihre Vergnügungsstätten und Arbeitsräume — und Du wirst nur ein verständnisloses Achselzucken finden. Ja, sprich es aus in den Kreisen ernsthafter Männer, bei denen man im allgemeinen Verständnis auch noch für „unmoderne" Dinge erwarten kann — und Du wirst erfahren, daß auch sie mit diesem Wort nichts rechtes anzufangen wissen.

Und doch liegt hier der Angelpunkt, um den sich das Problem der deutschen Geisteserneuerung dreht.

Die Kraft des Bauernvolkes liegt in dem Boden, auf dem es lebt. Es sieht die Halme sprießen und Aehren tragen, es nimmt die Früchte des Ackers in sich auf als lebenspendende Gabe und senkt das Korn wieder in die Furche, damit der Kreislauf des Lebens von neuem beginne.

Ein jeder Bauer, der seinen Beruf als einen Teil der Schöpfung selbst erkennt, verwächst mit dem Boden, auf dem er lebt, er empfängt seine Schwere, seine Herbheit, seine Verschlossenheit, — und wird er von ihm getrennt, so ist das Beste in ihm zerstört, so verliert er die Kraft des Geistes, die seine schwere Arbeit zum schöpfungsähnlichen Werk erhob, so wird er zum heimatfernen Wanderer, einem Spielball aller Widerwärtigkeiten, die ihn früher nur um so fester mit dem heimatlichen Boden verbanden.

So entspringt das völkische Selbstbewußtsein allein dem erdgewachsenen Boden des Volkes. Nationaler Geist erstarkt im Kampf um die Heimaterde. Kein Nomadenvolk vermöchte jene naturverbundene Geschlossenheit aufzubringen, die der Quell für ein kraftvolles Fortbestehen ist.

Heute aber scheint es fast so, als ob ein großer Teil des deutschen Volkes dies innige Zusammengehörigkeitsgefühl verloren hat, das aus Volk und Land ein unteilbares Ganzes schmiedet, das völkische Art und Sitte ebenso sehr als eine aus dem Boden geborene Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit ansieht und liebt, wie es die geistige Verblödung, die heute weite Volkskreise in ihren Bann gezogen hat, als fremdartig und kulturfeindlich verabscheut.

Ideale stehen heute allgemein nicht hoch im Kurse, sie passen schlecht in die heutige Wirtschaftsordnung, in die zahlreichen Wirtschaftspläne, die sich mit realeren Dingen befassen. Wenn sie harmlos sind, läßt man sie hingehen und sieht in ihren Trägern nur bemitleidenswerte Schwärmer.

Wenn aber ein Ideal wie dieses den Grundsatz aufstellt: zunächst Wahrung der eigenen

Volksinteressen, der eigenen nationalen Persönlichkeit und erst dann Eingliederung in den allgemeinen Wirtschaftsgang — und in die bisherige Entwicklung ohne peinliche Rücksicht auf die „Unabwendbarkeit der Wirtschaftsgesetze“ eingreift, dann ist ihm der erbittertste Kampf aller Volksgenossen sicher, die den ruhigen und klaren Verstand allein sprechen lassen wollen.

Und doch ist es nicht allein, nicht einmal in erster Linie der Verstand, der die Völker zur Wohlfahrt geführt hat; die Weltgeschichte, die für alles ein Vorbild bereit hält, sah solches noch nicht. Sie sah vor allem noch nicht, daß sich ein Volk auf dem Wege der Selbstverleugnung eine unangreifbare und unangetastete Lebensmöglichkeit schuf. Aber sie verlieh selbst schwachen Völkern den Sieg, wenn sie nach innen und außen ihr Volkstum zu wahren und gegen alle feindlichen Einflüsse zu verteidigen suchten. Die unbestechliche Weltgeschichte hat so mancher Idee zum Erfolg verholfen, gerade weil es eine Idee war, die ungebrochenen Schwung verriet und auf hemmende Einflüsse keine Rücksicht nahm, und sie hat oftmals die unheilvollen Wirkungen des kaltrechnenden Verstandes gezeigt, der so manchen idealen Gedanken in einem Krämergeschäft enden ließ.

Ein Krämergeschäft kann wohl vorübergehend zu einem materiellen Erfolge führen, niemals aber die besten Kräfte des Volkes zur Entfaltung bringen, niemals jene unvergleichliche Würde verleihen, die auch die schwersten Zeiten mit Stolz ertragen läßt. Das vermag nur die Hingabe an eine Idee, an die Idee nationaler Verbundenheit aller untereinander und mit dem Boden, der jeden ernährt und beherbergt, auf dessen schaffende Kraft jeder Volksgenosse das gleiche Anrecht hat.

Und diese Idee muß wieder in alle Volkskreise dringen, sie muß zu einem Evangelium werden, das seine begeistertsten Anhänger gerade dort sucht, wo sie am schwersten zu finden sind: unter den Heimatlosen der Großstädte, in den Lagern der verblendeten Weltverbesserer, unter den über jede Schwärmerei erhabenen Verfechtern rein materieller Weltwirtschaftspläne.

Sie muß und sie wird den deutschen Geist aus seiner Krisis heraus zu einer Erneuerung führen, wie einst der Gedanke der Reformation das deutsche Volk aus den Ketten mittelalterlichen Jesuitentums hinaufriß in die Höhen einer reinen, vom Krämertum befreiten Geisteswelt.

Die Pommern in den Waldkarpathen.

Von H. Eifermann.

Im Völkerringen standen die Pommern fast immer an den Brennpunkten schwerer Kämpfe: Durch Belgien erkämpfen sie sich in den heißen Augusttagen 1914 den Weg bis kurz vor Paris; in der Marneschlacht ringen sie um den Sieg; in regenschweren Novembertagen verteidigen sie flandrische Schützengräben und wurden dann im Osten gebraucht, als sich in den Schlachten um Lodz die Schlinge um die russischen Massen immer enger zusammenzog. Um die Jahreswende 1914/15 rangen die 3. und 4. Inf.-Division um die blutgetränkte Bzura und Rawka bei Bolimow an der Straße nach Warschau. Hier wurden dann die beiden pommerschen Divisionen auf höheren Befehl getrennt, und das II. pommersche Korps hatte als solches aufgehört zu bestehen. Die 4. Inf.-Division eilte den bedrängten Bundesbrüdern nach dem Süden zu Hilfe, wo in den Waldkarpathen die Russen anstürmten.

So rollte denn ein langer Transportzug nach dem andern von den weiten Ebenen Russisch-Polens durch die Provinz Schlesien, an der Kaiserstadt Wien und an Preßburg vorüber nach dem Süden. Ungarns Rebenhügel grüßten uns; die blauen Wasser der Donau hörten wir rauschen. Nach sechstägiger Fahrt stiegen wir am Eingang der Karpathen bei Szolyva aus.

Aber in welcher Verfassung traten unsere Truppen in den schweren Kampf! Das Bataillon, zu dem ich damals gehörte, hatte von den neunzehn vorschriftsmäßigen Offizierstellen nur drei besetzt. Bei den andern Verbänden sah es nicht besser aus. So zogen wir nach den Karpathen. Hätten wir nicht hervorragend tüchtige Feldwebel, Unteroffiziere und goldtreue Mannschaften gehabt, wir hätten den Kampf mit den Russen nicht wagen dürfen!

Noch waren uns einige Ruhetage geschenkt, bis sich der Aufmarsch der gesamten Division vollzogen hatte. In dem idyllisch gelegenen Badeort Harsfalva machten wir Quartier. Steile Felshänge, rauschende Buchen- und Fichtenwälder, lauschige Wege und plätschernde Quellen. Wie gut mag es sich hier im Frieden gelebt haben! Am Brunnenhaus sprudelte köstlicher Sauerbrunnen. Ein liebliches Stückchen Erde grüßte uns noch einmal, bevor wir in die ungastlichen Karpathen hineinmarschierten.

Dick rieselten die Schneeflocken vom Himmel herab, als wir Feldgrauen am ersten Morgen erwachten. Das also war der gefürchtete Karpathenwinter, mit dem wir als dem mächtigeren Feinde ringen sollten. Am Sonntag darauf lachte der blaue Himmel. Unsere Regimentskapelle erfreute uns mit einem Morgenkonzert. „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren . . .“ erklang es mit vollen Akkorden, und mächtig hallte es in den Bergen und Buchenwäldern wider. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre . . .“ Wer wollte dies hier in Gottes herrlichstem Garten nicht begreifen und fühlen! Wie war doch die Welt so schön!

Am 2. März Marschtag nach neuen Unterkünften. Im heftigsten Schneetreiben ging's langsam vorwärts und aufwärts. Ein Winterkrieg im Gebirge wurde den Pommern hier zugemutet, von denen die weitaus meisten bisher noch keinen richtigen Berg gesehen hatten. Es gab Schneehemden, Schneebrillen, Gebirgsstöcke usw. Die Pferde erhielten Stollen, die Wagen Schlittenkufen. Am meisten Freude erregte wohl die Tragtierkolonne einer k. u. k. österreichischen Gebirgstrain-Eskadron, die der Division zugewiesen wurde. Sie bestand aus je fünfzig Maulesseln für das Regiment.

Die Brigade sammelte sich in Volodz. Das Regiment bezog Unterkunft in Kisszolyva. Die wenigen armseligen Häuslein lagen bereits zum Brechen voll mit allen möglichen Truppenteilen. Nun kamen wir noch und ein soeben eingetroffener Ersatz. Holz-, Hühner- und sogar Schweineställe und Hausflure wurden belegt. Wir waren von Polen her nicht verwöhnt, und der friedfertige Pommer fügte sich geduldig in das unvermeidliche Schicksal. Biwakieren im Freien war bei dem meterhohen Schnee und dem eisigen Sturm ausgeschlossen.

Am nächsten Tage lag der Beskid steil aufsteigend vor uns. Die Wege waren völlig verschneit; die einzige Paßstraße führte durch den Beskidtunnel, dessen Eingang durch die Russen gesprengt gewesen und notdürftig für den Durchmarsch freigemacht war. Mensch und Tier keuchte die steile Serpentinenstraße zum Tunnel hinauf. Der Aufstieg war ungeheuer schwierig. Kompagnieweise wurden die Mannschaften zum Aufwärtsschieben der Feldküchen und Schanzzeugwagen abkommandiert. Und es gelang! Im stockfinstern Eisenbahntunnel stand etwa alle zwanzig Meter ein k. u. k. Landsturmmann mit einer Pechfackel und erleuchtete notdürftig den Weg. Die von dem glatten Wege gänzlich erschöpften Mannschaften stolperten von Schwelle zu Schwelle. Der Qualm der Fackeln biß in die Augen. Die Wagen rumpelten hinter uns her. Alle hielten diese „Schwellenpartie“ durch den zwei Kilometer langen Tunnel auch nicht aus. Rauchgeschwärzt wie die Köhler kamen die biederen Pommern wieder ans Tageslicht. „Dat wär' 'n Stroaf för en, de Voate und Mutte erschloagen. Dreimoal moß dat Oas all Doag dörch dissen Tunnel joagt warn. Dat wär' 'n schlimmere Stroaf as uphengt“, meinte einer von ihnen.

Aber ein tiefes, herrliches Tal voll üppiger Schönheiten bot sich dem der Nacht des Tunnels entsteigenden Auge. Galizien war zum ersten Male betreten. Die lachende Wintersonne entschädigte für das soeben Durchgemachte.

Am Abend bezogen wir Ortsunterkunft in Slawsko. Es lag voller Bundesbrüder. Aber was half es, in alle überdachten Räume wurden noch ein

Das Spinett im Kösliner Heimatmuseum.

Was ich über unser altes Klavier, das jetzt im Heimatmuseum aufgestellt ist, weiß, habe ich aus den Erzählungen meiner 85jährigen Mutter. Das Instrument ist aus gräflichem Besitz, soweit meine Mutter sich erinnern kann, aus dem Hause „von Blumenthal“. Ein Bruder meines verstorbenen Vaters erhielt es Ende der 60iger Jahre als Geschenk, weil er so überaus musikalisch war. Er hatte nie Klavierunterricht gehabt, aber ich kann mich aus frühester Kindheit erinnern, daß er nach meinen damaligen Begriffen hervorragend spielte. Als mein Onkel nach Rußland auswanderte, es war nach dem Kriege 1870/71, blieb das Klavier in unserer Familie (Gelsdorff).

Wir drei Schwestern haben bis zu unsern Verheiratungen nur dies Instrument gehabt und gern darauf gespielt; es ist also bis ungefähr 1907 immer noch in Gebrauch gewesen. Leider war es schwierig und mühevoll zu stimmen, aber in Berlin fand sich ein besonderer Liebhaber dieser Bauart, der uns unser Klavier bis zum Tode meines Vaters in Ordnung hielt. Dann wurde der Haushalt meiner Eltern aufgelöst, meine Mutter kam zu uns und dadurch das Klavier in meinen Besitz. Durch den Transport hat das Instrument gelitten, es ist sehr stark verstimmt und seit der Zeit nicht mehr im Gebrauch gewesen. Nur einmal habe ich das Klavier verliehen an Frau Regierungspräsident Junghann, zu einem Rokoko-Abend im Gemeindehaus. Nachdem hatte Herr Amtsgerichtsrat Frohmuth sich eingehend über die Bauart orientiert und einen Vortrag darüber in der Volkshochschule gehalten.

Ich übergebe unser liebes altes Klavier dem Heimatmuseum zunächst leihweise. Sollten meine Kinder im Auslande bleiben und das Instrument nicht mehr zurückfordern, so verbleibt es dem Museum, entweder durch Verkauf oder, wenn es meine wirtschaftliche Lage dann gestattet, als Geschenk.

Frau Meta Oesterreich, Köslin.

Heimatbücher.

Die wandernde Schule. Bilder aus den Jugendherbergen und Schülerlandheimen Hinterpommerns, unter Mitwirkung der Jugend und ihrer Führer zum Besten des pommerschen Jugendherbergswerks herausgegeben von Oberregierungs- und Schulrat Karl Templin. Stettin 1931. 287 S. mit 288 Bildern und Grundrissen. In Ganzleinen gebunden 9,— RM.

Bereits vor etwa zwei Jahren trat der Verfasser mit einer wertvollen Abhandlung über „Heimstätten der Jugend in Hinterpommern“ an die Oeffentlichkeit. Es galt damals zu zeigen, daß gerade auch der Osten unserer Provinz der deutschen Jugend durch Anlage von Wanderherbergen nähergebracht werden müsse und könne. Das neue Werk zeigt uns, wie diese Herbergen für die wandernde Jugend, auch der klassenweise wandernden Schuljugend, dienstbar gemacht und zweckmäßig ausgebaut werden können. Auf diese Weise ist die Möglichkeit geschaffen worden, mit ganzen Schulklassen für Wochen in eine Jugendherberge überzusiedeln und dort frohe und gemeinschaftbildende Erziehungsarbeit zu leisten, die für die Kinder gleichzeitig eine erlebnisreiche Erholung bedeutet. „So erwirbt die Jugend die Heimat mit größerem Gesicht. Die Heimat ist ihr dann nicht nur der schöne Garten der Kindheit, die Stätte, wo das Vaterhaus steht, sondern vielmehr geistiger Besitz aus Vergangenheit und Gegenwart, Anteilnahme an allen Gütern und Segnungen der Natur, Gefühl

bis zwei Gruppen unserer Leute mit hineingesteckt, wenn auch der Aufenthalt darin für Lunge und Auge grausam war.

Wir waren am Feinde. Der Kriegsmarsch begann. Das liebliche Rozenkatal war der Gefechtsabschnitt der Division. 7 Uhr abends sammelte das Regiment ohne Gefechtsbagage — nur von den Tragtieren begleitet — und marschierte in der Nacht in „Kolonnen zu Einem" durch Eis und Schnee nach Rozankanizna, wo wir bei Morgengrauen, völlig ausgepumpt, ankamen. Und wieder die entsetzlichen Quartiere, die von Soldaten und Zivilisten dicht belegt waren. Als ich meine Leute untergebracht hatte, wollte ich mich als Kompagnieführer zu meinen Pferden in den warmen Stall legen, und hatte mir die Krippe als Bett ausersehen. Als ich ankam, war selbst dieser Platz besetzt. So ruhte ich dann in einem halboffenen Holzstall. Und das bei 20 Grad Kälte! Ich fror trotz Mantel, Umhang, Wolldecken zum Gotterbarmen.

Wir mußten ein völlig abgekämpftes Bataillon von schlesischen Freiwilligen ablösen. Tiefer Schnee, in dem so mancher bis an die Achseln einsank, Flankenfeuer von den Russen ließen die Truppe erst spät in der Nacht ihre befohlene Linie erreichen. Unmenschliches ist allein bei dem Anmarsch geleistet worden. Schweißtriefend kamen wir oben an. Eine zusammenhängende Stellung oder Unterstände gab es nicht. Jeder Mann legte sich in diesem Zustande in das ihm angewiesene Schneeloch und tat eisern seine Pflicht. An demselben Hang lag der Russe über uns. Er hatte es, taktisch genommen, also immerhin wesentlich besser. Bewegung war nur in der Nacht möglich. Am Tage bedeutete das Verlassen des Schneeloches fast sichern Tod. Die verzwicktesten Fronten kamen naturgemäß vor. Klaffende Lücken suchte man durch schwache Postierungen oder flankierend wirkende Maschinengewehre notdürftig zu sichern. Ruhe gab es kaum. Jeder Mann war Tag und Nacht im Wachtdienst tätig. Die Nächte brachten klaren Himmel mit 25 Grad Kälte. Flimmernde Sterne leuchteten auf die tapfere Truppe. In der Nacht brachten unsere braven Tragtiere in Kochkisten das Essen und sogar — was uns allen noch lieber war — die Feldpost von den Lieben daheim zu dem dafür bestimmten Empfangsplatz. Die Essenholer stolperten die glatten und schmalen Waldpfade bergauf, bergab und brachten in den Kochgeschirren das Essen, die Hälfte verschüttet, der Rest und das Brot steinhart gefroren. Und selbst davon bekamen die ganz vorn liegenden Braven nichts ab. Es reichte kaum für die in zweiter Linie stehenden Züge aus. Da Ablösung trotz der ungeheuren Kälte nur alle vierundzwanzig Stunden in der Nacht möglich war, mußten die unmittelbar am Feinde Liegenden die ganze Zeit ohne einen warmen Bissen aushalten. Wehe dem, der trotz der Strapazen einschlief. Dann nahm ihn der weiße Tod in die Arme und trug ihn sanft in ein besseres Jenseits. So manchen lieben Kameraden fanden wir am nächsten Morgen erstarrt in seinem Schneeloch. Und wie vielen waren Hände und Füße zu dicken Klumpen gefroren. Hier oben vom feindlichen Blei getroffen zu werden, war ein besonders schweres Los. Unser Bataillonsarzt war selbstverständlich bei uns und teilte alle Mühen. Aber der Transport der Verwundeten ins Tal war eine Qual für diese, die mit Worten nicht auszumalen ist. Was Pommerns Söhne hier in den Waldkarpathen in eisernem Pflichtgefühl ertragen haben, ist ein Heldensang für sich.

So lagen die Truppen vier bis fünf Tage am Feinde. Gerade in der Nacht, als wir abgelöst wurden, griff der Russe in einer Lücke zwischen dem III. Bataillon des Inf.-Regiments 49 und den Oesterreichern an und nahm auch die Stellung. Ein schneidiger Gegenangriff der 2. Kompagnie unter Führung des siebzehnjährigen Fähnrichs Gehrmann und der 5. Kompagnie unter Leutnant Hartung, die beide der Einbruchsstelle am nächsten waren, warf den Feind wieder hinaus, eroberte die bereits genommenen österreichischen Gebirgskanonen zurück und machte noch etwa dreißig Gefangene. Das alles spielte sich im Grauen der bitterkalten Winternacht ab. In den nächsten Tagen griffen die Russen wiederholt an und wurden von den Männern der 4. pommerschen Division unter blutigsten Verlusten zurückgeworfen. Einer Kolonne Russen gelang es zunächst, zwischen II./49 und der Nachbarbrigade Pfuhl durchzukommen. Sie griffen die Unsrigen aus einem Seitental im Rücken von unten herauf an. Diese Kolonne wurde bis auf den letzten Mann vernichtet oder gefangen. Vierhundertzweiundvierzig Gefangene und vor allem viele Gewehre als Siegesbeute waren das Ergebnis des Tages. Die Leichen der Feinde bedeckten den Abhang, und weicher Schnee deckte das grauenhafte Bild zu. Mit den russischen Gewehren wurde der einige Tage später ohne Waffen eintreffende Nachersatz von uns ausgerüstet. Jeder Mann hatte dazu etwa fünf (!) russische Patronen. Während sich die ersten Kämpfe im Dunkel der Nacht in tausendzweihundert Meter Höhe in Eis und Schnee abspielten, wurden die gerade in völlig erschöpftem Zustande aus der Stellung gekommenen Kompagnien alarmiert, um das Dorf Bozankanizna mit den Gefechtsbagagen und Stäben zu schützen. In dünner Linie schwärmten wir aus und standen bis zur Brust im Schnee, um so den Feind zu erwarten. Er kam aber nicht bis hierher. Die letzten Reserven von uns wurden dann überall als schwache Postierungen an gefährdeten Tälern und Höhenrücken eingesetzt. Auf Ablösung war nicht zu rechnen. Ein Unteroffizierposten meiner Kompagnie stand siebzehn Tage lang in Eis und Schnee und war immer vergnügt, wenn man zu ihm kam. Das war bester pommerscher Schlag! Soldatisches Ehrgefühl saß in jedem Blutstropfen.

Unsern Gefallenen konnten wir leider nicht einmal ein stilles Soldatengrab bereiten. Eis, Schnee und Felsengestein widerstanden dem Schanzzeug. So betteten wir sie dann in den tiefen Schnee.

„Hörst du die Bächlein rieseln zur Nacht?
Das ist das Blut, das heimwärts rinnt
von feindlichen Bergen nach stürmischer Schlacht,
wo die Helden des Volkes gefallen sind."

Als die wilden und doch vergeblichen Anstürme der Russen abgeschlagen waren, lösten uns Bundesbrüder ab.

An schwerer Stelle hatten die Pommern ihre Schuldigkeit getan. Zwischen Dukla- und Lupkowpaß, im Verbande des Beskidenkorps, gingen die Regimenter neuen Kämpfen und Siegen entgegen.

Bismarcks pommersches Blut.

Die Landstraße von Stettin nach Schönfließ führt zwischen Greifenhagen und Fiddichow an dem Gutsdorf Stecklin vorüber. Das Land ist wellig. Ein See schiebt sich dicht an Dorf und Herrschaftsgarten heran. Die großen Waldungen sind bis auf kümmerliche Reste verschwunden. Auch das einfache Gutshaus ist leider nicht mehr erhalten. Es mußte im Anfang dieses Jahrhunderts neuen Anlagen weichen. Eingeschossig war es, mit zwei Fledermausfenstern im Dache; rechts zwischen dem zweiten und dritten Fenster der langen Reihe die schlichte Tür. „Uebermütig sieht's nicht aus" konnte man auch von diesem Herrschaftshaus wie Goethe von seinem Gartenhaus sagen. Und doch ist es ein Ort, der uns teuer sein muß, und wohl verdient, durch einen Denkstein ausgezeichnet zu werden; denn hier ist im Jahre 1755 Anna Elisabeth Boeckel, die Großmutter Bismarcks mütterlicher Linie, geboren worden. Das Geschlecht des Vaters wie der Mutter verliert sich in bürgerlichem Dunkel. Auch wann und wo der Vater, als Forstmeister und Gutspächter auf Stecklin bekannt, gestorben ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Der älteste Sohn verwaltete die Domäne Selchow in der Mark und nahm Mutter und Schwester nach dem Tode des Vaters zu sich. Anna Elisabeth siedelte mit zwanzig Jahren nach Potsdam über und heiratete 1775 den Unterdirektor der Kl. Tabakfabrik Pierre Schock. Ein Bild aus jenen Tagen bestätigt die Stimmen der Bewunderung und läßt ahnen, welche Waldfrische, Aufsehen erregende Schönheit in das Schockſche Familienhaus eingezogen war. Das Haus (heute Eisenhartstr. 9) ist in ursprünglicher Gestalt erhalten, ebenfalls daneben der parkartige Garten. Hier wohnte auch nach Pierre Schocks frühem Tode der zweite Gatte, Geheimsekretär Mencken, der die Witwe wahrscheinlich bei der Regelung der Erbschaftsmasse kennengelernt hatte; und hier ist die Stätte, die uns am 24. Februar 1788 Luise Wilhelmine Mencken, Bismarcks Mutter, schenkte.

---

der Abhängigkeit von der Volksgemeinschaft und Wille zum Einsatz der Tat aus Liebe zu Heimat und Volk."

Das Buch enthält im ersten Teil allgemeine Abhandlungen über das Jugendherbergswesen, und das Schullandheim, das Jugendwandern und wandernde Schulen, weiter die amtlichen Bestimmungen über Jugendwandern, Jugendherberge und Schullandheim, was besonders von Jugendführern und Lehrern begrüßt werden dürfte, die hier auch Hinweise (amtliche Mahnungen für Jugendwanderer und ihre Führer) auf das finden, was bei den Wanderungen besonders zu beachten ist, um Unglücksfälle und Schäden zu verhüten. Der zweite Teil bringt eine Reihe von Berichten über Wanderungen im Osten unserer Provinz und Aufenthalt in ihren Jugendherbergen und Landheimen. Einige dieser Berichte sind von den Jugendlichen selbst geschrieben worden und zeigen uns, wie segensreich die Einrichtungen für den geistigen, seelischen und körperlichen Aufbau unserer Schuljugend sein können. Wir wünschen dem hübsch ausgestatteten und mit warmem Herzen für die Jugenderziehung geschriebenen Buche eine möglichst große Verbreitung besonders in den Kreisen der Lehrerschaft, aber auch bei allen denen, die Interesse für eine harmonische geistige, seelische und körperliche Erziehung in vaterländischem Sinne unserer Schuljugend haben. S.

Albert Mähl, Utsaat. Gedichte. Verlag der Fehrs-Gilde. Kiel 1931. Handgezeichneter Leinenband. 3,— RM.

Albert Mähls plattdeutsche Gedichte erscheinen hier endlich gesammelt. In Zeitungen und Zeitschriften zerstreut, erregten sie allgemeine Aufmerksamkeit durch ihren neuen Ton und ihre Unmittelbarkeit. Der Wunsch nach einer Sammlung wurde lebendig, aus der das Wesen des Dichters deutlicher zu erkennen wäre. Tief dem plattdeutschen Wort verpflichtet, im Geiste der plattdeutschen Sprache schaffend und schöpferisch in ihr wirkend, bildet der Dichter seine Gedichte aus innerer Notwendigkeit. Aus Rede und Gegenrede wachsen seine Balladen zu wuchtigen Gebilden heran, sie schildern nicht, sie stellen das Leben in unmittelbarer Anschaulichkeit dar. Indem der Dichter die Landschaft mit hereinzieht, entsteht ein neuer Typus der Ballade. Auch die rein lyrischen Gedichte haben den großen Zug aus Leidenschaft und Erdnähe. Der niederdeutschen Landschaft entwachsen, sind diese Gedichte ein verheißungsvolles Angeld auf die weitere Entwicklung des Dichters. Sie bilden eine Bereicherung der plattdeutschen Literatur und werden sich auch im gesamt-deutschen Schrifttum ihren Platz erobern.

Deutsche Erde. Terra-Verlag, Berlin W. 9. Einzelheft 0,50 RM.

Das neue Heft 7 ist im Aufbau wie inhaltlich wertvoll. Staatsminister a. D. Dr. Boelitz nimmt in „Gedanken und Erinnerungen zum 18. Januar" Stellung zur 60. Wiederkehr dieses Tages. „Deutschland-Tod oder -Leben" von W. Weichardt ist ein Mahn- und Warnruf in bevölkerungspolitischer Hinsicht. Rechtsanwalt Dr. Tischer ist uns wiederholt in seinen finanzpolitischen Abhandlungen begegnet. Hier erörtert er das Geldproblem unter dem Titel: „Die deutsche Erde als Geldschöpfungsquelle" in tiefgründiger Weise. Naturlieb und erschütternd zugleich ist die Erzählung „Schwäne sterben" aus dem Teil „Natur und Technik". Mehrere Kurzgeschichten, besonders „Das Schulkind" von Fr. Müller, Partenkirchen, haben literarischen Wert. Aus dem Teil „Deutsches Geistesleben" erwähnen wir „Hanns Hörbiger — Vom Schmiedegesellen zur Weltberühmtheit".

Der Vater, Geheimrat Mencken, gehörte einer rein bürgerlichen Familie an, die, weit verzweigt, seit der Reformation lückenlos nachweisbar, von Oldenburg aus nach Braunschweig, Leipzig und Marienwerder und schließlich nach Berlin vorgedrungen war. Mencken war ein gewandter Arbeiter, ein treuer Familienvater und ehrenhafter Charakter. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er kaltgestellt, gewann dafür aber um so mehr das volle Vertrauen des Nachfolgers. Sein Gut Neu-Cladow lag der Pfaueninsel gegenüber. Hier und im Potsdamer Familienhause hat Luise Wilhelmine ihre Jugend verlebt, hat mit den königlichen Prinzen gespielt und eine ausgezeichnete Erziehung genossen. Bei den Abendgesellschaften Louis Ferdinands lernte sie Ferdinand von Bismarck-Schönhausen kennen und wurde, erst siebzehnjährig, schon 1806 in der Hof- und Garnisonkirche seine Frau.

Sie vertritt als bürgerliche Partnerin auf Bismarcks Ahnentafel also eine doppelte Linie: die Menckens, zumeist Kaufleute und Gelehrte, und die Böckels, pommersches Bauernblut. Gemeinsam ist beiden der fast allseitig umfaßte Niedersachsenstamm und die entschiedene Beschränkung auf ihn. Die Menckens brachten ihrem großen Sproß Geist und Klarheit, Urteilsschärfe und Sprachbeherrschung, ferner Anpassungsfähigkeit, Kühle und allgemeine Interessen zu; sie waren nicht umsonst Gelehrte, Juristen, Kaufleute und Verwalter städtischer und staatlicher Aemter gewesen. Was diesem Geschlecht aber die genitale Triebkraft ins Blut goß, das ist sicherlich, wie bei Goethe und Liliencron, das Erbe der unverbrauchten Köpfe aus der kleinbürgerlichen und bäuerlichen Welt, hier bei Bismarck die Mitgift der pommerschen Heimat.

Schon in Luise Wilhelmine regt sich eine starke Doppelnatur: Nationalismus und Mystik. In den Briefen an den Primaner Otto weist sie immer wieder auf das Leben im Geiste als den einzigen Weg zu höherer Bildung und wahrhafter Religiosität hin, auf selbständiges geistiges Streben, das uns die Güter allein vermitteln könne. Daneben jedoch schwärmt dieselbe Frau für Zschokke und Swedenborg, für Mesmer und Justinus Kerner, und sucht einen Weg in die höhere Welt auch durch die Träume der Geisterseher. Sie bestimmte ihren Sohn zum Diplomaten. Ihre ehrgeizigen Wünsche haben über das Grab hinaus den Landedelmann emporgerissen und immer wieder aufgepeitscht. Deutlich aber ist in ihm neben den Bismarcks und Menckens der Böckel erkennbar als ein gesunder Ausgleich aller Gegensätze, als die Beigabe ursprünglicher schöpferischer Natur. Und Conrad Müller darf in seinem Buche „Bismarcks Mutter und ihre Ahnen" (Verlag Martin Warneck, Berlin) mit Recht schreiben: „Sie führte dem Menckeschen Gelehrtengeschlecht einen Quell der Verjüngung zu." Wenn daher ihr Enkel nach seinem eigenen Geständnis so wenig ohne Glauben an Gott wie ohne Liebe zu den Bäumen das Leben für lebenswert hielt, wenn er „vom Forstwesen in seinen Reden und Schriften gern lebendige und überraschende Gleichnisse entlehnte, so hat an diesem Zuge neben den väterlichen Ahnen . . . gewiß auch das Steckliner Forstmeisterhaus seinen Anteil!"

Hermann Ploetz.

Ein einsamer Bewohner ostpommerscher Kiefernheiden.

Von E. Lenski.

Während Waldränder mit dichtem Unterwuchs, kleine Feld- und Wiesengehölze die liebsten Aufenthaltsplätze des rotrückigen Würgers (Dorndreher, Neuntöter) sind, kenne ich den Raubwürger (Lanius excubitor) in Ostpommern im allgemeinen nur als seltenen, einsamen Bewohner großer Waldblößen, und zwar der Kiefernwälder, großer Kahlschläge und Aufforstungsflächen, in denen vereinzelt Kiefernhoch- oder Stangenholzhorste stehengeblieben sind und Wachholdersträucher und einzelne Anflugbäume sich über die einförmigen, mit Heidekraut und Schmielengras bestandenen weiten Schlagflächen und niedrigen Kiefernschonungen erheben. Sind zwischen diesen noch kleine mit Wasser angefüllte oder versumpfte und verschilfte Bodensenkungen oder sonstige Gewässer vorhanden oder ziehen sich in der Nähe dürftig bebaute Waldäcker hin, so liebt der Raubwürger dieses Landschaftsgebilde dann ganz besonders.

Mit Goldammer, Heidelerche und Baumpieper, welche sein Aufenthalts- und Brutgebiet teilen, hält er im allgemeinen friedliche Nachbarschaft, wenn auch kleine Plänkeleien hier und da vorkommen. Dagegen verfolgt er größere Raubvögel, wie Bussarde und Weihen, fortwährend hassend, bis an die Grenzen seines Reviers. Ich habe zwar einmal den Raubwürger bei Verzehren eines jungen Fitislaubsängers, den er in einer Kiefernschonung geschlagen hatte, beobachtet, doch sind Räubereien an Eiern und Nestjungen kleiner Vögel viel seltener, als gemeinhin angenommen wird. Sonst sah ich ihn ausschließlich auf der Jagd nach allerlei Käfern, besonders Maikäfern, Libellen, Schmetterlingen, Hummeln, Bienen, Wespen, Bremsen, Grillen (vorwiegend Maulwurfsgrillen), Raupen, Spinnen, Schnecken, Fröschen, Eidechsen und Mäusen, dabei meist rüttelnd. Die vielen Gewölle des Raubwürgers, die ich untersuchte, enthielten Reste vorstehender Beutetiere. Die Nester des Raubwürgers fand ich in Randkiefern isoliert stehender kleiner Stangenorte und ziemlich in der Spitze dicht verzweigter hoher Wacholderbüsche mitten in Kiefernschonungen und Aufforstungsflächen, auch in Randbäumen von Kieferndickungen. Das Gelege (sechs bis sieben Eier) fand ich stets in der ersten Maihälfte vollzählig. Mitte Juni sah ich meist schon flugfähige Jungwürger, die noch von den Alten gefüttert wurden. Die Raubwürgerfamilien halten sich den ganzen Sommer über zusammen und streifen in ihren Brutgebieten umher.

Der Raubwürger ist in Ostpommern mehr Zug- als Strichvogel. Er stellt sich Ende März und Anfang April auf seinen Brutplätzen ein und verläßt diese im Oktober. In milden Wintern sieht man hier auf Sumpfwiesen des Binnenlandes und auf Aeckern und Wiesen im Küstengebiet, die vereinzelt Sträucher aufweisen, nordische Raubwürger als Wintergäste, welche also eine ganz andere Landschaftszusammensetzung bevorzugen als unsere Sommerraubwürger und im März wieder verschwinden. Nach meinen Beobachtungen ist die nordische Form des Raubwürgers nicht ganz so groß wie die einheimische, auch ist der Gesamtton des Gefieders etwas dunkler, mit kleineren weißen Flügelspiegeln. Ein Nebeneinanderwohnen von Raubwürger und rotrückigem Würger, letzterer ein häufiger Sommervogel in Ostpommern, konnte ich hier noch nie feststellen.

Bestrafung der Hagestolze nach pommerscher Volksanschauung

Von Prof. Dr. A. Haas.

Das Wort „Hagestolz" ist aus mittelhochdeutsch hagestalt, althochdeutsch hagustalt, d. i. Hagbesitzer (gotisch staldan = besitzen) entstanden und bezeichnete ursprünglich — im Gegensatz zu dem Besitzer des Herrenhofes, den der älteste Sohn erbte — den Besitzer eines kleinen abgeteilten, mit einem Gehäge versehenen Grundstückes, wie es den jüngeren Söhnen zufiel, die somit keinen eigenen Haushalt gründen konnten. So kam das Wort zu der schon im Mittelalter gebräuchlichen Bedeutung „der (die) Unverheiratete". — Der Ausdruck „Junggeselle" entstammt dem mittelalterlichen Innungsbrauche. Darnach war der Junggeselle ursprünglich der junge Handwerksgeselle, der das Gegenstück zum Altgesellen bildete. Da nun nach den strengen Innungssatzungen nur Altgesellen und Meister eine Frau heimführen durften, so war dem Junggesellen das Heiraten versagt, und dadurch erhielt das Wort allmählich die Bedeutung einer „unverheirateten Mannsperson".

Menschen, die unverheiratet bleiben, erscheinen nun in der Anschauung des Volkes in der Regel als unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft; sie müssen dafür, daß sie ledig geblieben sind, nach ihrem Tode büßen und sind dazu verurteilt, allerhand nutz- und zwecklose Arbeiten zu verrichten. Beispiele dafür berichtet der Volksmund aus allen Teilen des Deutschen Reiches. Besonders häufig wird erzählt, daß die alten Jungfern den Kirchturm ihrer Heimatstadt putzen müssen, oder sie müssen Kiebitze, Ziegen oder Gänse hüten, Frösche nach Jerusalem treiben, Blitze wetzen, Nebel schichten, Schneeflocken zupfen und dergleichen.

Im Nachbarlande Mecklenburg müssen die alten Jungfern Fliegen nach Bernitt treiben, wo alljährlich zur Herbstzeit ein Fliegenmarkt abgehalten wird. Oder es heißt: sie müssen den Berg Sinai mit Stopfnadeln „ümpötern"; in Rostock müssen sie „den Ollen Markt mit Stoppnadeln ümpötern".

In ähnlicher Weise erzählt man auf der Insel Rügen, daß die Hagestolzen beider Geschlechter dazu verurteilt seien, nach ihrem Tode bei nächtlicher Weile die Neun Hügel bei Rambin (eine Gruppe von bronzezeitlichen Hünengräbern) mit Nähnadeln umzugraben. So berichtet schon Schneider im „Reisegesellschafter durch Rügen", Berlin 1823. Vom Zieseberg bei Wolgast geht die Sage, daß einst alle alten Jungfern auf diesen Berg gelangen und ihn mit ihren Nähnadeln umstechen müssen.

Der Anklamer Gilow (De Diere S. 20) führt die sprichwörtliche Redensart an: „Apen tor Höll lerren", d. i. Affen zur Hölle geleiten, in der Bedeutung „als alte Jungfer sterben". Dieselbe Redensart findet sich auch bei Shakespeare: Der Widersp. Zähmung II, 1.

In Neustettin wird gesagt: „Die alten Jungfern treiben Krebse nach Jerusalem", oder „Die alten Jungfern gehen rückwärts ins Himmelreich hinein".

Die pommerschen Seeleute glauben, die sitzengebliebenen alten Jungfern werden nach ihrem Tode in Möwen verwandelt, und darum schreien die Möwen auch jetzt noch unausgesetzt: „Hädd 't man friet, hädd 't man friet!" Nach anderer Fassung der Sage heißt es: Die Möwen seien verwünschte Klosternonnen, die jetzt, wo es für sie zu spät ist, voller Reue noch immer ausrufen: „Hädd ick doch man friet!" Das erinnert unwillkürlich an den Ausspruch der Herzogin Elisabeth, als sie von ihrem Bruder zur Aebtissin des Nonnenklosters in Bergen gemacht worden war: „Mein Bruder hätte besser getan, mich mit einem einfachen Edelmann zu verheiraten, als mich in dieses lebende Leichenhaus zu stecken!"

Bei dem schon genannten Gilow findet sich auch die Redensart: „Wer väl bäd't (betet), de bäd't sich dörch den Himmel dörch un mütt denn up de anner Siet Gäuf' höden!" Ein auf die Herrlichkeit des jenseitigen Lebens vertrösteter Eckensteher in Berlin meinte: Dort werde er auch nur Wolken schieben oder höchstens ein wenig donnern müssen. Aehnlich sagte auch ein vielgeplagter Knecht im Kreise Anklam zu dem Pastor, der ihn auf das herrliche Leben im Jenseits verwies: „Ja, Herr Paster, dat seggen Se so. Aewer wenn ick irst dor bün, denn heet dat ook: Michel, gah hier hen, Michel, gah dor hen! Michel, putz de Stirn un de Man (den Mond)! Un morgens mütt ick de Sünn' ansticken." Jahn Nr. 59.

Das Volk hat mit denen, die unverheiratet durch das Leben gehen, in der Regel wenig Mitgefühl. Recht drastisch heißt es bei dem plattdeutschen Dichter August Gebuhr (Feldblomen vont Rügenland 1907 S. 52): „Wat is so'n oller Junggesell? De is as 'n Hund ahn' Schwanz un weet von hüüsliches Glück grad so väl as de Koh von 'n Sünndag."

Geschenke für unser Heimatmuseum.

1. Ein Haubenkörbchen, geschenkt von Frau Landgerichtsrat Kluge.

2. Hofbrief vom 10. Februar 1773, ausgestellt für den Amtsbauern Christian Rutzen, Dörsenthin, unter Vermittlung von Herrn Kapitänleutnant a. D. Treichel als Leihgabe überwiesen vom Herrn Amtsvorsteher Lenzing, Kretzmin.

Weber.